

(Nachdruck verboten.)

62)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Zu Hause traf sie Sascha. Das Mädchen erschien gewöhnlich an den Tagen, an denen die Mutter zum Besuch fortgewesen war. Sie fragte niemals nach Pawel, und wenn die Mutter selbst nicht von ihm sprach, begnügte sie sich damit, gespannt in ihr Gesicht zu blicken. Aber jetzt trat sie ihr mit der unruhigen Frage entgegen:

„Nun, wie geht es ihm?“

„Ganz gut, fühlt sich wohl.“

„Haben Sie den Brief abgegeben?“

„Natürlich!“

„Hat er ihn gelesen?“

„Wo denn? Wie wäre das möglich!“

„Ach, ich habe nicht daran gedacht!“ sagte das Mädchen langsam. „Wollen noch eine Woche warten . . . Aber was glauben Sie — wird er einverstanden sein?“

Sie schob die Brauen zusammen und blickte unbeweglich in das Gesicht der Mutter.

„Ja . . . ich weiß nicht . . . ich denke — er wird fliehen . . .“ erwiderte die Mutter nachdenklich. „Barum soll er nicht fortgehen, wenn er das ohne Gefahr kann? . . .“

Sascha schüttelte den Kopf und fragte trocken:

„Wissen Sie nicht, was der Kranke essen darf? Er bittet um Essen.“

„Alles darf er . . . alles! Sofort gebe ich ihm etwas.“

Sie ging in die Küche; Sascha folgte ihr langsam.

Ihr Gesicht war blaß, die Augen sehnsüchtig weit geöffnet, und ihre zitternden Lippen flüsterten mit Anstrengung Leidenschaftlich und schnell:

„Ich möchte Sie bitten . . . ich weiß — er gibt keine Zustimmung nicht! Reden Sie ihm zu! . . . Sagen Sie ihm, daß er für die Sache notwendig sei . . . daß ich fürchte, er würde krank . . . Sie sehen — die Gerichtsverhandlung ist noch immer nicht festgesetzt . . .“

Es wurde ihr augenscheinlich schwer zu reden. Sie richtete sich angestrengt auf, blickte zur Seite, ihre Stimme klang ungleichmäßig, wie eine Saite, die gestimmt wird und dann plötzlich zerreißt. Das Mädchen senkte müde die Lider, biß sich auf die Lippen, und die Finger ihrer zusammengedrückten Hände knackten.

Die Mutter war durch diesen Ausbruch heftig betroffen, verstand ihn aber, umarmte Sascha erregt und antwortete traurig und leise:

„Mein liebes Mädchen! . . . Er gehorcht niemandem als sich allein . . . niemandem!“

Beide schwiegen einen Augenblick, eng aneinander geschmiegt. Dann befreite Sascha behutsam ihre Schultern von den Händen der Mutter und sagte zitternd:

„Ja . . . Sie haben recht! Das ist alles Dummheit . . . Nerven . . .“

Und endete plötzlich ernst und einfach:

„Aber kommen Sie, wir wollen dem Verwundeten zu essen geben . . .“

Als sie neben Zwans Bett saß, fragte sie besorgt und freundlich:

„Tut der Kopf weh?“

„Nicht sehr . . . nur ist alles so trübe . . . und dann die Schwäche . . .“ antwortete Zwan, zog die Bettdecke verwirrt zu seinem Kinn herauf und blinzelte mit den Augen, wie vor hellem Licht. Als Sascha bemerkte, daß er sich nicht entschliefen konnte, in ihrer Gegenwart zu essen, stand sie auf und ging fort.

Zwan richtete sich im Bette auf, blickte ihr nach und sagte zwinfernd:

„Ist — die — hübsch!“

Seine Augen waren hell und lustig, die Zähne klein und fest, er wechselte noch die Stimme.

„Wie alt sind Sie?“ fragte die Mutter nachdenklich.

„Siebzehn . . .“

„Wo leben die Eltern?“

„Auf dem Lande . . . ich bin seit dem zehnten Jahre hier . . . Gab' die Schule beendet und bin dann hierher gekommen! Wie heißen Sie, Genossin?“

Die Mutter fühlte sich stets gerührt, wenn dieses Wort ihr gegenüber gebraucht wurde. Und jetzt fragte sie lächelnd:

„Wozu wollen Sie das wissen?“

Der junge Mann schwieg einen Augenblick befangen und erklärte:

„Sehen Sie, der Student aus unserem Kreise — das heißt, der mit uns las . . . der hat uns von der Mutter des Arbeiters Pawel Blawow erzählt . . . Wissen Sie, von der Demonstration am ersten Mai?“

Sie nickte mit dem Kopf und spitzte die Ohren.

„Er hat zuerst offen die Fahne unserer Partei erhoben!“ erklärte der Jüngling stolz, und sein Stolz erweckte im Herzen der Mutter ein Echo.

„Ich war nicht dabei . . . wir wollten damals hier unsere Demonstration veranstalten — das ist nicht geglückt! Wir waren zu wenig. Aber dieses Jahr — geben Sie acht! . . . Sie werden sehen!“

Er verchluckte sich vor Erregung, im Vorgeschnack der zukünftigen Ereignisse, schwang den Köffel in der Luft und fuhr fort:

„Also Blawows Mutter, sage ich . . . Die ist danach auch der Partei beigetreten . . . Das soll eine Frau sein . . . einfach wunderbar!“

Die Mutter lächelte breit; es war ihr angenehm, das begeisterte Lob des Jungen zu hören. Angenehm und gleichzeitig unbequem. Sie wollte ihm sogar sagen: „Ich bin Frau Blawow . . .“, bezwang sich aber und meinte mit leichtem Spott und Kummer zu sich selbst:

„Ach, du alte Rärin!“

„Aber Sie müssen mehr essen . . . dann kommen Sie eher wieder zu Kräften für die gute Sache!“ rief sie plötzlich erregt und beugte sich zu ihm nieder. „Die wartet auf junge Hände, reine Herzen, ehrlichen Verstand . . . Dadurch bleibt sie am Leben, überwindet alles Böse, alles Hässliche . . .“

Die Tür öffnete sich, es duftete nach feuchter Herbstkälte. Sophie trat ein, rot und lustig.

„Die Spione sind hinter mir her, wie Freier hinter einer reichen Braut, auf Ehre! Ich muß fort . . . Nun, wie geht's Banja? Gut? Was macht Pawel, Nikolaj? Ist Sascha hier?“

Sie rauchte ihre Zigarette, fragte, erwartete keine Antworten und warf der Mutter und dem jungen Mann freundliche Blicke aus ihren grauen Augen zu. Die Mutter sah sie an und dachte innerlich lächelnd:

„Ich bin jetzt auch Mensch geworden . . . unter all den guten.“

Dann beugte sie sich wieder zu Zwan und sagte:

„Werden Sie bald gesund, Söhnchen!“

Und ging ins Wohnzimmer. Dort erzählte Sophie Sascha:

„Sie hat jetzt schon dreihundert Exemplare fertig! Sie bringt sich durch solche Arbeit noch um! . . . Das ist ein Heroismus! Wissen Sie, Sascha, es ist ein großes Glück, unter solchen Leuten zu leben, ihr Gefährte zu sein, mit ihnen zu arbeiten . . .“

„Ja,“ antwortete das Mädchen leise.

Abends beim Tee sagte Sophie zur Mutter:

„Nikolajna, Sie müssen wieder aufs Land . . .“

„Warum nicht! Wann?“

„In drei Tagen. Können Sie?“

„Gut . . .“

„Fahren Sie lieber!“ riet Nikolaj ihr leise. „Mieten Sie sich Postpferde und nehmen Sie bitte einen anderen Weg, über den Nikolsker Bezirk . . .“

Er schwieg und runzelte die Stirn. Das paßte nicht zu seinem Gesicht und veränderte stets dessen ruhigen Ausdruck ungeschön und sonderbar.

„Ueber Nikolskoe ist es weit!“ bemerkte die Mutter.

„Und teuer mit Pferden . . .“

„Wissen Sie was . . .“ fuhr Nikolaj fort, „ich bin überhaupt gegen die Reise. Es ist unruhig in der Gegend . . . es sind schon Verhaftungen vorgekommen, ein Lehrer ist fest“

genommen; da muß man vorsichtig sein . . . Wir sollten noch etwas warten . . ."

"Ich entrinne meinem Schicksal doch nicht!" meinte Frau Blaffow. "Sie sagen doch selbst, man wird nicht gefoltert?" Dabei lachte sie.

Sophie klopfte mit den Fingern auf den Tisch und bemerkte:

"Es ist wichtig für uns, daß in der Verbreitung der Schriften keine Unterbrechung eintritt . . . Sie haben doch keine Angst vor der Reise, Nilovna?" fragte sie plötzlich.

Die Mutter fühlte sich gekränkt.

"Wann habe ich jemals Angst gehabt? Gab' es das erste Mal auch ohne Angst getan . . . und nun sollte ich plötzlich . . ." Sie brachte ihre Bemerkung nicht zu Ende und senkte den Kopf. Jedesmal, wenn man sie fragte, ob sie keine Furcht hätte, ob es ihr recht wäre, dieses oder jenes zu tun, hörte sie aus solchen Fragen eine Bitte heraus; es kam ihr vor, als wenn sich die Menschen ihr gegenüber anders benähmen als untereinander. Und wenn inhaltsreiche Tage kamen, beunruhigten sie sie anfangs durch ihren schnellen Verlauf und die übermäßige Erregung, aber bald gewöhnte sie sich an die Gast, und ihr Herz, das durch die stoßweisen Eindrücke angeregt war, dürstete nach Arbeit . . . Eine solche Stimmung erlebte sie an diesem Tage, und um so unangenehmer war ihr die Frage Sophies.

"Sie fragen mich unnötig, ob ich Angst habe . . ." sagte sie feugend. "Ich habe keinen Grund dazu . . . Wägen die sich ängstigen, die etwas besitzen . . . Aber ich — was habe ich denn? Nur meinen Sohn . . . um den habe ich Angst gehabt . . . habe mich feinetwegen auch vor der Folter gefürchtet . . . und auch meinetwegen . . . aber wenn es keine Folter gibt — nun, was bleibt dann noch übrig?"

"Sie sind beleidigt!" rief Sophie.

"Nein . . . aber untereinander fragen Sie nicht, ob einer Angst hat . . ."

Nikolai nahm schnell seine Brille ab, setzte sie wieder auf und blickte unverwandt in das Gesicht der Schwester. Das unbehagliche Schweigen beunruhigte Frau Blaffow; sie erhob sich schuldberührt, wollte ihnen etwas sagen; Sophie aber berührte ihre Hand und bat leise:

"Verzeihen Sie mir . . . ich werde es nicht wieder tun!"

Das brachte die Mutter zum Lachen, und einige Minuten darauf sprachen alle drei eifrig und einig über die Fahrt aufs Land.

XIV.

In der Dämmerung schaukelte die Mutter in einer Postkutsche auf dem vom Herbstregen aufgeweichten Wege dahin. Ein feuchter Wind wehte, der Schmutz spritzte auf, und der Kutscher, der halb umgewandt auf dem Wagenrande saß, klagte nachdenklich mit nieselnder Stimme:

"Ich sage zu meinem Bruder: Nu, natürlich, laß uns teilen! Und wir fingen an zu teilen."

Er schlug plötzlich das linke Pferd mit der Peitsche und rief wütend:

"N—no! Vorwärts, verdammtes Nas! . . ."

Fette Herbststrahlen schritten besorgt über die kahlen Acker; mit kaltem Weifen strich der Wind über sie hin. Die Raben boten den Windstößen die Seite, der Wind blies ihr Gefieder auf, warf sie um, dann gaben sie nach und flogen mit trägen Flügelschlägen an eine andere Stelle.

"Na, bei der Teilung hat er mich gehörig reingelegt . . . Ich sehe, da ist für mich nichts mehr zu machen . . ." sagte der Fuhrmann.

Die Mutter hörte seine Worte wie im Traum, in ihrem Herzen entstanden stumme Gedanken, ihr Gedächtnis baute eine lange Reihe von Ereignissen, die sie in den letzten Jahren erlebt, und indem sie diese überdachte, sah sie überall sich selbst. Früher hatte sich das Leben irgendwo in der Ferne abgespielt, niemand wußte, wer und was es bestimmte; jetzt aber geschah vor ihren Augen vieles mit ihrer Hilfe. Und dieser Umstand rief in ihr ein verwinkeltes Gefühl von Mißtrauen und Zufriedenheit, Ratlosigkeit und stiller Trauer hervor . . .

Alles ringsum schwankte und bewegte sich langsam; am Himmel zogen graue Wolken, zu den Seiten des Weges tauchten nasse Bäume auf, die ihre kahlen Wipfel schaukelten, weiteten sich ringsum Felder, traten Hügel hervor, die gelassen, und der ganze trübe Tag eilte gleichsam etwas Fernem, Notwendigem entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Siebenschläfer.

Von Johannes W. Jensen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mens

Die jüngeren Burschen von Keldby trieben sich am Neujahrabend im Dorfe umher und schlugen nach altem Brauch Köpfe an den Haustüren entzwei: An mehreren Türen hatten sie sich schon eingefangen und traktieren¹⁾ lassen, so daß sie vielleicht schon etwas angeheitert waren, als sie auf den Gedanken verfielen, dem „Oberhof“ einen Besuch abzustatten.

Mit den Leuten dieses Bauernhofes jenseits des Sees hatten sie schon lange ein Hühnchen zu pflücken. Als sie nämlich im vergangenen Jahr auf dem Oberhof gewesen waren, um Neujahrskull zu treiben, da hatte man sie schändlich behandelt. Sie waren damals allerdings mit einem groben Spaß gekommen, denn gerade als die Oberhosleute in weichster Heiligenabendstimmung bei ihrem Abendbrot, der süßen Grütze, saßen, wurde die Rüdentür aufgerissen und hinein flog ein riesiger Färbekessel voll trockener Asche und landete mitten auf dem Tische, wo er zersprang und seinen Inhalt in jeden Winkel der Stube wirbelte. Vor Husten und Empörung konnten die Oberhosleute erst gar nicht unterscheiden, sie tasteten sich in der Aschenwolke ängstlich vorwärts, bis sie endlich den Ausgang fanden, und da hatten sie wirklich gar kein Verlangen, den Burschen aufzuwarten, sie mit Speise und Trank zu bewirten, — sie bewaffneten sich vielmehr mit langen Peitschen, ein jeder nahm sich einen riesigen Drehschlegel dazu, und so sehten sie den Kerlen nach, die ja natürlich, so bald sie nur den Färbekessel in die Stube geschmissen hatten, eiligst davongerannt waren. Die Oberhosföhne, die rascher zu Fuß waren, als die Burschen gedacht hatten, holten die Missetäter unten am See ein und bedrängten sie so hart, daß ihnen weiter nichts übrig blieb, als ein Stück ins Wasser hinauszuwaten. Nun waren die Burschen, die am Neujahrabend auf alles Mögliche gefaßt sein mußten, alle in ihren langen lederen Schastkieseln oder in Holzschuhstiefeln, und die Oberhosföhne waren nur in ihren Strumpfsocken und Holzpanntoffeln, so daß sie die Burschen im See nicht erreichen konnten. Aber wie es so in ihrer Natur lag, ließen sich die Oberhosföhne schon Zeit und blieben ein paar geschlagene Stunden am Rande des Sees stehen und richteten sich recht bequem fürs Warten ein. Es war eine bitterkalte Nacht, beinahe Frostmeter, so daß die Knechte arg zu frieren begannen da draußen, wo ihnen das Wasser hoch an den Stiefelschächten hinauf stand.

Die Oberhosföhne, just als wollten sie sich ein wenig Zerstreuung schaffen und sich warm halten, verfielen auf die Idee, mit ihren Peitschen und Knüppeln auf die Oberfläche des Wassers zu schlagen und das Wasser zu trüben, und da der Wind vom Lande herkam, spritzte das Wasser an den Knechten hinauf und durchnäßte sie. Darüber wurden sie wütend und fluchten; aber statt Mitleid mit ihnen zu haben, holten die Oberhosföhne große Steine und Erdklumpen, die sie, so weit es ging, ins Wasser hinauswarfen, und es dauerte nicht mehr lange, bis die armen, bis auf die Haut durchnäßten Burschen angingen, sich zu beklagen. Die Oberhosföhne hatten so schön Zeit und konnten leicht bleiben, wo sie waren. Da mußten die anderen sich schon bequemen, um Bergleich zu betteln; seit diesen Feiertagen wurden sie dafür überall zum Narren gehalten. Nun wollten sie sich aber rächen. In der ausgelassenen Stimmung, in der sich die Knechte befanden, faßte einer von ihnen einen schändlichen Plan, dessen Ausführung sie alle miteinander in Angriff nahmen. Sie hatten eine solche Freude dran, daß sie vor Vergnügen trunne Budel machten wie die Katze.

Aber um den Spaß zu verstehen, muß man etwas besser über den Oberhof und seine Leute Bescheid wissen. Der Oberhof war ein altes, altes Bauerngut, nördlich vom Keldby-See, das ganz einsam auf der Anhöhe lag. Auch in früheren Jahren hatte es etwas abseits gelegen, als noch das alte Bauerndorf, das jetzt bis auf die Spuren der Kleinen, eingefriedeten Grasanger, der Krautgartentaine mit den Hagedorndbüschen und dem alten verkrüppelten Blumengestrüpp fast verschwunden ist, sich weiter westwärts befand. Das heutige Keldby am östlichen Seeufer ist ein ganz neumodisches Dorf, das sich, seit die neue Landstraße angelegt wurde, immer mehr und mehr entwickelte. Die Leute auf dem Oberhof aber wollten die Erde ihrer Väter nicht verlassen, sie blieben auf dem uralten Wohnplatz sitzen und führten die alten Bräuche weiter bis in eine Zeit, die sie nicht mehr bestand. Sie hatten ja immer für sich gewohnt und fühlten sich weber durch die Unruhe auf der neuen Landstraße, noch durch die vielen vorstiegenen Ideen des modernen Keldby in Versuchung geführt. Der Oberhofbauer war übrigens ein sehr wohlhabender Mann.

Die Schläfrigkeit der Leute und die unbeschreibliche Langsamkeit auf dem Oberhof war fast sprichwörtlich geworden. Wo nur irgend Gelegenheit zum Schlafen sich finden ließ, wurde sicher geschlafen. Da viele Söhne und Töchter in der Familie waren, wurde kein Gefinde gehalten; sie brauchten daher auch nur auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. Das war ein ewiges Gähnen und schneckenhaftes Dahinschleichen, wenn etwas getan werden mußte. Unter der Mühe sah ihnen stets Peitschetroh und Federflaum

¹⁾ Die jütlandischen Bauern geben bei dieser Gelegenheit Branntwein und Kuchen zum Besten. (Anm. d. Uebersetzers.)

herbor; sie schüttelten sich zu jeder Zeit, als ob sie nicht ausgeschlafen wären und deshalb fröhen; ja sie lachen's auch, wenn sie gerade von ihrem letzten Nickerchen kamen. Sie krochen nur so über die Erde hin, so matt und schlaftrunken waren sie. Selbst im Stehen begannen sie mit den zusammengeknipten Augenlein zu blinzeln; wenn man sie anredete, hielten sie sich an den Armen, als ob sie gerade aufgewacht wären und sich erst besinnen müßten, wo sie eigentlich waren. Während sie bei Tische saßen und ihre Mahlzeit schluckten, hätte man ihnen ruhig einen Finger in die Augen stecken können. Die Leute gingen wohl auch und pflügten und taten die übrigen Verrichtungen des Tages; aber 's war alles wie in einem langen, schweren Traum oder wenn sie der Alp drückte. Den Sommer über war der ganze Hof wie ausgestorben; da lagen die Leute rings umher im Freien und schlummerten, und ließen ihre Leiber vom Sonnenschein rösten. Dann lag der alte Bauer in seiner vollen Länge an der Hausmauer, ein Sohn in der Ecke beim Schleiffstein, ein anderer auf dem Boden eines Wagens, ein dritter, als hätte er sich nicht weiter zu schleppen vermocht, quer über der Oberschwelle der Thüre; und so schliefen sie, und drinnen im Hause lag die Frau mit den Töchtern und alle schliefen, obgleich ihnen haufenweise die Fliegen auf den Augenlidern herumkrabbelten. Man sagte, daß während des Sommers die Kleidung der Oberhofsleute nur auf der einen Seite ausgebläht war, da die Faulenzer immer auf der anderen drauf lagen. Sie saßen auch anders aus als andere Menschen, weil sie nie wach waren. Der Oberhofbauer selbst hatte hinter den Ohren große Gewächse wie Hummerscheren, die ihm im Schlaf gewachsen waren. Auch die Frau hatte ein großes Fettschwellst auf der einen Wade. Das Fett dieser Menschen wanderte ja umher, während sie selbst wie tot dalagen, und setzte sich an ihnen fest, wo es wollte. Alle Söhne waren auffallend behaart, an Stellen, wo andere Leute kein Haar haben, auf der Stirn und an den Ohren. Aber das soll ja Reichtum bedeuten, wenn anders es nicht davon kommt, daß einem im Schlaf, wie ein offenes Brachfeld, das Unkraut überwächst. Die großen, starken Kerle boten einen wunderlichen Anblick, wenn sie sich bewegten, z. B. wenn sie die Pferde anspannen wollten: eine Stunde konnte das dauern. Wenn es dann getan war, hatten sie vielleicht vergessen, weshalb sie es taten und mußten wieder ausspannen und hingehen und es überschlafen. Das Kinn auf einem Schauffelstiel, konnten sie während eines Gewitters stehend einschlafen; sie hatten Schlupfwinkel rings auf dem Felde, und zu dem nächstgelegenen nahmen sie ihre Zuflucht, wenn sie schläfrig wurden.

Waren nun die Oberhofsleute selbst so rückständig und schwerfällig, so war das Gut und der Bestand nicht weniger altväterisch. Die Gebäude waren von recht vorgefichtlicher Art mit lehmverleibten Mauern und einem fast auf die Erde reichenden Schirmdach. Holzspflüge und berartige alte Werkzeuge, die nirgends anders mehr verwendet wurden, hatte man hier noch im Gebrauch. In der letzten Zeit war jedoch statt der Sichel, die dem steifen Körper mit der Zeit allzuviel Beschwerden gemacht hatte, eine tüchtige Sense angeschafft worden; aber es war ein Jammer, zu sehen, welche Talente da in der Führung des neuen Mähapparates entfaltet wurden. Wie alles andere auf dem Hof, war auch das Vieh von einer veralteten und schlechten Art, mit kleinen, zottigen Köpfen, ohne Milchergebigkeit, es fanden sich auch einige im Wachstum zurückgebliebene Mähren; die hatten den Speichelfluß und an den Weinen alle möglichen Fehler. Den Oberhofsleuten war jedoch das alles gut genug, denn die Lebensweise auf dem Hofe war ganz den Dingen entsprechend. Die Menschen da oben waren nicht anspruchsvoll. In dem großen Topfe, den die Hausfrau im offenen Schornstein an einem Haken hängen hatte, lodte selten etwas anderes als grauer Roggenbrei, jenes ewige Gericht, jenes Jahrhundert alte Diätetikum unserer Vorfäter während eines in Armut und Knechtschaft an Ort und Stelle vertriebenen Lebens. Auf dem Oberhof war der Mehlbrei so dick und steif, daß die Hausfrau ihn an die Wände werfen konnte, wo er tatsächlich kleben blieb, die Männer knabberten dann daran — wie man erzählte. Wer diesen Roggenbrei je gesehen, hätte schon begreifen können, weshalb man auf dem Oberhof schläfrig war und weshalb man sich nicht nach dem morgigen Tag sehnte.

Der älteste Sohn war aber doch Soldat gewesen. Wie es ihm dabei ergangen war, das war eine ganze Geschichte. Er weinte salzige Tränen, als sie ihm bei der Aushebung das Hemd auszogen, und er war und blieb untröstlich von dem Tage an, wo er eintrat, bis man ihn heim schickte — riesenstark, wie er war — wegen unheilbarer Geistesabwesenheit und wegen Tränenüberlaufs. Die anderen bebten, daß auch an sie die Reihe kommen könnten. Das einzige Mal, wo die Oberhofsöhne das Lachen auf ihrer Seite gehabt hatten, war die Julgeschichte vom Vorjahr, wo sie in ihrer Geduld so lange am Ufer standen und warteten, bis den Burschen draußen im See der Stolz eingefroren war. Das sollte nun ernsthaft gerochen werden.

Als die Burschen auf der anderen Seite des Sees angelangt früh, um mit den Operationen zu beginnen. Sie kamen gerade früh, um mit den Operationen zu beginnen. Sie kamen gerade an einem einzelnen Häuschen vorüber, wo eine alte Witwe wohnte, die Maren hieß; um sich die Wartzeit zu vertreiben, gaben sie der Alten ein Konzert mit Brummkreiseln und gepalteten Schreibejern. Das Weib war überglücklich, daß die Jünger sich ihrer so erinnerte, und kam hinaus, um zu danken und ihrerseits „fröhliches Neujahr“ zu wünschen, und die Jungen mußten dann durchaus

bei ihr eintreten. Es war jedenfalls warm in dem Stübchen, wo auf dem Tische die spangenbergierte Bibel aufgeschlagen lag und der Brille mitten darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Aus den Erinnerungen von Karl Schurz. In seiner Schilderung des amerikanischen Bürgerkrieges, die im Septemberheft von *Mc. Clures Magazine* fortgesetzt wird, gelangt Karl Schurz nun zu jenen entscheidenden Wochen, in denen Ende 1863 durch die blutige Schlacht am Missionary Ridge die Niederlage der Südstaaten besiegelt wurde. Um die starken Befestigungen des „Savichtneistes“ Chattanooga ziehen sich die feindlichen Armeen zusammen und Schurz kommt in nähere Berührung mit den eingeborenen Farmern der abgelegenen Gegenden in den Berglanden des nördlichen Alabama, nördlichen Georgien und südwestlichen Tennessee. Er ist erstaunt über die außerordentliche Unkultur und Unwissenheit, die in diesen Kreisen herrscht. So findet er Aufnahme in dem Haus eines Gutsbesizers, der ein stattliches Stück sein eigen nennt und mit seiner Frau und einer Schar von Kindern hier haust und arbeitet. Alles ist schmutzig und ärmlich; die Kinder spielen mit Hunden und anderen Haustieren durcheinander. Die Kunst des Lesens und Schreibens war in der ganzen Familie völlig unbekannt. Der Farmer war ein gut veranlagter Mann, aber in einer fast unglaublichen Nacht der Unwissenheit befangen. Von dem Lande, in dem er lebte, hatte er nur eine sehr ungewisse und nebelhafte Vorstellung, keine Ahnung von den Kämpfen, die um ihn herumtobten. Er fragte, was „diese Leute“, nämlich die Soldaten sollten, und sein Erstaunen erreichte einen Höhepunkt, als ihm Schurz von New York erzählte, wo 700 000 Menschen zusammenlebten. „Herr,“ rief er aus, „700 000 Menschen zusammen in einer Stadt! Der Platz muß ja größer sein als Chattanooga.“ Er hatte auch etwas vom Atlantischen Ozean gehört, jenseits dessen weite Länder mit merkwürdigen Leuten darin liegen sollten, aber als ihm Schurz mitteilte, daß er aus einem dieser wunderlichen Länder stamme, betrachtete ihn der weltfremde Mann wie ein seltenes, fast unheimliches Wesen. In einem anderen Blockhause begrüßte den General eine stattliche, blondhaarige, blauäugige Frau mit einem Rudel flachshaariger Kinder und reichte ihm einen kühlen Trank. Sie antwortete auf seine Fragen, daß sie 18 Kinder habe, aber als er nach ihrem Gatten fragte, wußte sie keine Antwort. Sie hatte keinen. Und doch galt sie allgemein für eine ehrsame, hochachtbare Frau, die für ihr Anwesen und ihre Sprößlinge rechtshaffene Sorge, wie überhaupt unter diesen Farmern in aller Unschuld eine recht freie Auffassung von Ehe und Moral herrschte. Sehr überrascht war Schurz, daß die meisten dieser Farmer einen reinen angelsächsischen Typus zeigten, nur mit schottischen und irischen Elementen vermischt. . . . Unterdessen verbreitete sich im Heere das Gerücht, daß General Grant den Oberbefehl über die „Militärabteilung am Mississippi“ übernommen habe, und nicht lange danach begegnete Schurz dem Feldherrn, der bald die Entscheidung herbeiführen sollte, zum ersten Mal. „Ganz unerwartet war er mit General Thomas herübergekommen, um unsere Abteilung zu inspizieren. Nichts hatte ihn angekündigt, sondern plötzlich stand er unter uns und kein freudiger Zuruf, keine militärischen Ehren begrüßten ihn unter den Soldaten, weil niemand in diesem bescheiden aussehenden Herrn den siegreichen Helden so vieler Schlachten erkannte. Absolut nichts vom General mit Orden und Federbusch, von Hut und Aufsehen war in ihm zu finden. Auf seinem Kopf saß ein gewöhnlicher schwarzer Filzhut; er trug den Uniformrock eines Generalmajors, aber ohne Ähnen, ohne besondere Knöpfe, er war unbewaffnet, ohne Schwert. In der Hand hatte er ein paar ganz weiße baumwollener Handschuhe, unter den Füßen Niedere Schuhe, die ein paar weiße Socken sehen ließen, umso mehr, als ihm die Hosen augenscheinlich herausgerutscht waren. Er packte mit Eifer eine dicke, schwarze Zigarre und blickte mit unbeweglichem Gesicht recht geschäftsmäßig um sich. . . . Während der Vorbereitungen für die große Schlacht kamen viele Ueberläufer zu dem Heer der Nordstaaten und besonders auch zu dem Truppenteil, den Schurz befehligte. Es war eine ziemlich schmutzige, aber reißende und entkräftete Schar, die auf den Zustand der Südmaree kein günstiges Licht warf. Auch diese Leute zeigten eine entsetzliche Unwissenheit; ohne Zögern erklärten sie sich bereit, „den Eid zu leisten“, und viele waren wohl der Ansicht, daß das soviel bedeute, als wenn man ihnen etwas zu essen geben wollte, so eifrig verlangten sie danach und so enttäuscht waren sie, wenn sie die Hand hochheben und schwören sollten. Von den Prinzipien, für die sie kämpften und für die so schrecklich viel Blut vergossen war, von der ganzen Kriegsführung hatten sie nur eine schwache Vorstellung. Nur das Gefühl herrschte unter ihnen, daß dieser entsetzliche Krieg von einigen wenigen angezettelt sei und nicht in ihrem Interesse geführt werde. Als geflügeltes Wort war der Ausspruch unter ihnen verbreitet: „Es ist des reichen Mannes Krieg und kostet des armen Mannes Blut.“ Darum sahen sie auch nichts Ehrloses im Desertieren, und sie waren sonst ganz tüchtige Kämpfer. . . . Am 23. November endlich brach die Entscheidungsschlacht an. Eine trübe Ahnung vom nahen Tod hatte sich des Deutschen, der schon

so oft für die Ideale der Menschlichkeit in diesem Kriege sein Blut eingeseht hatte, bemächtigt. Eine innere Stimme sagte ihm: „An diesem Tag wirst Du sterben.“ und obwohl er Ruhe bewahrte und seine Truppen zur Schlacht ordnete, wollte dieser innere Dämon nicht schweigen. Schurz war den ganzen Vormittag zur Untätigkeit verdammt, nur in einzelnen Scharmüselgefechten wagte er sich vor und geriet vor eine feindliche Batterie, die in kurzen Zwischenräumen ungeheuren aus sicherer Stellung Granaten schleuderte. „Ich war zu Pferde mit meinem Stabe, als plötzlich vor mir dicht eine Granate niederfiel.“ „Das ist die eine, die trifft.“ sagte ich zu mir. Da fiel sie auch unter meinem Pferde nieder, das einen wilden Sprung beiseite machte, zerschmetterte einem anderen Pferde die Vorderbeine, schlug dann in einen Erddamm und explodierte, ohne jemanden zu verletzen. Die Wirkung war plötzlich wie ein elektrischer Funke, alle trüben Ahnungen waren verschwunden. Ich hatte niemals wieder eine solche Stimmung. . . .“ Schurz wurde während des folgenden Kampfes dem General Sherman, dem tüchtigsten, in seiner feurigen Lebhaftigkeit faszinierendsten General nach Grant, beigegeben und mußte der Entscheidungsschlacht in der Reserve von weitem zusehen. Dichte Wolkens, laute Schreie drangen herüber, allmählich legte sich die wilde Aufregung und mit dem Schatten der Nacht fiel Ruhe auf das Schlachtfeld. Schurz hatte sich mit seinen Offizieren in banger Erwartung zum einfachen Mahle gesetzt. Da gesellte sich zu ihnen ein Doktor, ein recht einflussreicher Herr. „Wo kommen Sie her?“ „Von Chataanooga.“ „Was war denn das mit dem furchtbaren Bärm?“ „Es wurde gefochten.“ „Wie?“ „Ja, am Missionary Ridge.“ „Also die Unfrigen sind soweit vdrgedrungen. Etwas lebhafter, Doktor!“ „Ja, sie haben gefiegt, sie warfen die Hüte in die Höhe und jubelten.“ „Dann sind also die Rebellen geflohen?“ „Ich denke.“ sagte der Doktor ruhig. So erfuhr Schurz den großen Sieg von Missionary Ridge.

Technisches.

— Die Wasserfadel. Ueber ein neues Verteidigungsmittel im Seekriege wurde auf der diesjährigen Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft von Dr. Schwabacher-Stapp berichtet: „Ueber die Wasserfadel“ oder „torcho marino“. Eine Wasserfadel besteht aus einem metallischen Zylinder, der Calciumcarbid enthält, das ja wie bekannt mit Wasser zusammengebracht das mit hellerleuchtender Flamme brennende Acetylen gas liefert. Ingerdem enthält der Zylinder noch in Röhren eingeschichtetes Phosphoralkalium, aus dem sich bei Vereitung mit Wasser ein selbstzündliches Gas, Phosphorwasserstoff, entwickelt, der dann das Acetylen zur Entzündung bringt. Der amerikanische Oberst Wilson in Philadelphia hatte sich schon im Jahre 1893 während des spanisch-amerikanischen Krieges mit dem Problem beschäftigt, diese Wasserfadeln weit hinaus ins Meer zu schleudern, ohne jedoch diese Schwierigkeiten völlig lösen zu können. Man hätte sonst die Wasserfadeln schon bei der Blockade von Santiago verwendet. Jetzt ist es gelungen, eine Kanone zu konstruieren, die die Wasserfadeln 3000 Meter weit zu schießen gestattet. Die Panzerschiffe schießen im Falle eines Krieges einen Kranz von Wasserfadeln um sich, der das Herannahen von Torpedobooten genau zu beobachten erlaubt, ohne daß das Panzerschiff selbst durch die jetzt üblichen Scheinwerfer seinen Standort dem Feinde anzeigt.

Die Wasserfadeln haben verschiedene Größe und Brenndauer. Ihre Lichtstärke liegt zwischen 100 und 3000 Kerzenstärke und die Brenndauer zwischen 50 Minuten und drei Stunden.

Doch auch für friedliche Zwecke ist die Wasserfadel berufen, wertvolle Dienste zu leisten, so besonders bei Rettungsarbeiten. Durch bloßen Wurf des Rettungsgürtels wird die Wasserfadel mit ins Wasser geschleudert und erleuchtet mit ihrem hellen Licht weite Wasserflächen und zeigt dem Schiffsrückigen den rettenden Gürtel. Das Licht ist so intensiv, daß es bis auf fünf Seemeilen sichtbar ist. Da die Wasserfadel weder durch Sturm noch durch Wasser ausgelöscht werden kann, so ist ein Verlagen völlig ausgeschlossen. Auch der Preis dieses „torcho marino“ ist kein hoher, sodah einer all-gemeineren und vielseitigeren Verwendung nichts im Wege steht. —

Humoristisches.

— Jbhll aus der Schweiz. Müller, der „Chef der internationalen Polizei in Marokko“: „Kruzitürken, da werd i doch mei Schöpple siehe lasse und a mal nach Marokko fahre, um Ordnung zu stifte!“

— Zukunftsbild aus der dritten Duma. Da die Abgeordneten dem Wunsche der Regierung, sich die Hälfte abzuschneiden, nicht nachgegeben sind, wird hiermit die Duma durch Allerhöchsten Erlass aufgelöst.

— Vor dem Amtsgerichte eines kleinen pfälzischen Städtchens waren zwei Eheleute, Bauern, unter der Anklage eines Futterdiebstahls erschienen. Nach vergeblichen Bemühungen, die hartnäckig Leugnenden zu überführen, wandte sich der Vorsitzende des Gerichts plötzlich an sie mit den Worten: „Sie sind aber doch in der fraglichen Nacht zusammen am Tatorf gesehen worden, und Sie (sich zur Bäurin wendend) sollen dazu gelehnet haben.“

„Wer harre so gar lä Nicht dabei!“ war die prompte Antwort, der raiche Aburteilung folgte. („Jugend.“)

Notizen.

— Für den „Salon der Humoristen“ (Paris), der am 12. Oktober im Hause der Berliner Sezession eröffnet wird, sind die Bilder, Zeichnungen, Plakate usw. der Pariser Ausstellung bereits im wesentlichen hier eingetroffen. Die originelle Spielzeugplastik Caran d'Aches wird besonders gut vertreten sein.

— Der Komponist Hans Pfitzner hat einen Ruf, von 1908 an das Straßburger Konservatorium zu leiten, angenommen.

— Ein Denkmal Otto v. Guericke (geb. 1802), der als Bürgermeister von Magdeburg die Gesetze des Luftdrucks erforschte und u. a. die Luftpumpe sowie eine Elektrifiziermaschine erfand, wurde auf dem Plage der alten Hauptwache in Magdeburg enthüllt.

— Die Theaterzensur in Dänemark. Die Zensur, die in Dänemark sonderbarerweise erst infolge des „liberalen“ Regierungswechsels von 1901 wieder zur Blüte kam, hat dieser Tage unter den dänischen Literaten eine außergewöhnliche Aufregung hervorgerufen. Die Ursache war das Aufführungsverbot des Schauspiels „Karen Borneemann“ von Hjalmar Bergström, das im „Folketeater“ in Kopenhagen gegeben werden sollte. Der Zensor fand das Stück „obscön“, obwohl es eine durchaus ernste Arbeit ist, frei von jeder Schläpfrigkeit. Ein gut Teil von Ibsens Dramen und von deutschen Stücken, u. a. Sudermanns „Heimat“, könnten in Dänemark nicht aufgeführt werden, falls der Zensor sie mit demselben Maße messen wollte wie „Karen Borneemann“. Wie in der „Heimat“ handelt es sich in diesem Drama um das natürliche Recht eines ledigen Weibes auf Liebe und Liebesgenuß. Karen, die Tochter des Theologieprofessors Borneemann hat in Paris mit einem Bildhauer zusammengelebt. Der Vater weiß nichts davon, wohl aber die mehr freigeistige Mutter. Nun lebt Karen wieder in dem frommen und sittenstrengen Elternhaus. Da hält der Hausarzt um ihre Hand an, ein Mann mit freibeitlichen Anschauungen. Als sie ihm aber von ihrem ehemaligen Verhältnis in Paris erzählt, halten seine freibeitlichen Grundfäße nicht stand; er zieht sich zurück. Nun kommt jener Bildhauer aus Paris zurück. Der Vater erfährt alles und schilt Karen eine Dirne. Sie verteidigt das Recht auf freie Liebe. Die Mutter steht auf ihrer Seite. Eine zweite Tochter ist wahnsinnig geworden, weil sie den Mann nicht erhielt, den sie lieb hatte. Das weiß die Mutter, und der Arzt hat sie in dieser Heberzeugung bestärkt. Es tut Karen sehr leid, daß sie ihrem Vater, den sie hochschätzt, Weh bereiten muß. Aber ehrlich mußte sie auch ihm gegenüber ihre Meinung sagen.

Der Verband dänischer Dramatiker hat in einer Resolution scharfen Protest gegen das Aufführungsverbot, wie gegen das ganze Zensurwesen erhoben. Das Drama selbst ist nun als Buch erschienen. In der Presse hat bis jetzt keiner gewagt, das Vorgehen des Zensors zu verteidigen. Henrik Pontoppidan hat in „Politiken“ das Wort ergriffen und sagt zum Schluß: „Die Geuchel, die in dieser Sache zu Worte gekommen ist, sie ist überhaupt das Häßlichste daran.“

— Eine Gesellschaft für gerichtliche Medizin hat sich unter dem Titel einer italienischen Medicolegalen Gesellschaft in Italien gegründet, mit ihrem Hauptitz in Rom. Der berühmteste Vertreter dieser Wissenschaft unter den Italienern Cesare Lombroso wurde zum Ehrenpräsidenten gewählt. Als Ziele der Gesellschaft werden die Entwicklung eines „wahren und gesunden medifozialen medifozialen Gewissens“, die Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen über medifoziale Gegenstände und die Aufklärung der öffentlichen Meinung über solche Fragen bezeichnet. Der neue Verein hat sofort die Schaffung von Anstalten eingeleitet, die zwischen Gefängnissen und Irrenhäusern stehen und solche Verbrecher aufnehmen sollen, die weder diesen noch jenen mit Recht überwiesen werden können.

— Eine Höhlenwohnung des vorgeschichtlichen Menschen ist bei Gravesend in England zufällig entdeckt worden, als der Boden für den Bau eines Hauses ausgeschachtet wurde. Einer der Arbeiter stieß dabei auf einen Schacht, der weniger als 1 Meter unter der Oberfläche begann und über 15 Meter senkrecht in die Tiefe führte, wo er nach Durchbohrung einer 1 Meter dicken Kalkschicht in eine große künstliche Höhle mündete. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die Höhle durch eine roh aus festem Kalk gehauene Wand in zwei Zimmer geteilt war.

— Die Walfischfänger behaupten zuweilen, daß die Walfische immer seltener werden. Diese Ansicht wurde jüngst widerlegt durch den Kapitän der Brigg „Sullivan“, der nach einer Walfischfahrt von 27 Monaten im nördlichen und südlichen Atlantischen Ozean in New Bedford, Massachusetts (Vereinigte Staaten), eingetroffen ist. Er sagt, während seiner ganzen Praxis als Walfischfänger habe er nicht so viele Walfische zu Gesicht bekommen, als auf seiner letzten Fahrt. Die „Sullivan“ konnte 8800 Fässer mit Tran füllen und alles bisher Dagewesene wurde übertriften, als man einmal, innerhalb fünf Tagen so viele Walfische erlegte, daß man 375 Fässer Tran gewann.